

VON MARION BERNHARDT

*Ratlosigkeit herrscht unter den Israelis in Berlin. Neben der Sorge um Familie und Freunde in der Heimat, ist es das Verhältnis zu ihrem Vaterland, das auf eine Probe gestellt wird. Doch die Suche nach der Identität ist nichts Neues - wie der Besuch bei der jungen Community zeigt. Wir haben sie vor Ausbruch des Gaza-Krieges getroffen - und sie danach dazu befragt.*

■ Jeder Platz vor dem Café Sankt Oberholz am Rosenthaler Platz ist besetzt. Die jungen Leute sitzen dicht gedrängt auf weißen Plastestühlen. Viele von ihnen sind ausgestattet mit Ohrstöpseln, I-Pads, Laptops - schließlich gilt das Sankt Oberholz als der Treffpunkt Berlins digitaler Bohème. Sie trinken Latte, bunte Bionade oder ein Berlin-Bier. David aber drängt weiter. „Zu viele Israelis“, schreit er gegen den Straßenlärm. Schweigend geht es über die Torstraße, Richtung Prenzlauer Berg, weg vom Getümmel. David, 42, Israeli, trägt eigentlich einen anderen Namen. „Ich erzähle dir alles“, hat er versprochen. Aber erkannt werden will er hier nicht. Nur so viel: In Tel Aviv war David ein erfolgreicher Geschäftsmann. In Berlin gönnt er sich nun eine Pause. „Es ist die Ruhe in Berlin, die ich so liebe“, sagt er fünf Minuten Fußmarsch weiter. Der Lärm der Kreuzung ist nur noch der Bass unter dem Vogelgezwitscher. „Berlin ist so grün“, schwärmt er, als er sich an einem zufällig gewähltem Café draußen unter einer klebrig tropfenden Kastanie niederlässt. Stundenlang, erzählt er, durchkreuzt er die Stadt. Und so wisse er, dass wirklich viele Israelis in Berlin sind. „Ich treffe sie überall, in Mitte, im Prenzlauer Berg, im Friedrichshain, in Kreuzberg und auch in Neukölln.“ Letztlich habe er gehört, wie eine Frau zu ihrem Mann verwundert sagte: „Was ist der Punkt? Was hat dieses Berlin? - Ja, es ist nett hier, ja. Aber was ist der Punkt?“

„Ich glaube“, sagt David und beugt sich dabei vor. „Es ist nur eine dieser Geschichten. Wie die mit dem besten Café in der Stadt. Man muss es nur oft genug erzählen, dann wird es wahr.“

**DAS RÄTSEL MIT DEN ZAHLEN**

Auch in Deutschland gibt es sie, die Berichte über die vielen Israelis in Berlin. Man spricht von einer regelrechten Auswanderungswelle junger Israelis nach Berlin. Der Höhepunkt dieser Welle wird mit 2011 und 2012 datiert, genau jenen Jahren, in denen es in Israel die größten sozialen Proteste seit Jahrzehnten gab. Vielleicht ist es kein Zufall, dass sich das Profil der Demonstranten mit jenem deckt, mit dem ein Sprecher der israelischen Botschaft die nach Berlin migrierten Israelis beschreibt: „Sie sind zwischen 30 und 45, kreativ, viele Künstler, säkular, linksdenkend, digital vernetzt und gebildet“, sagt Tal Gat. Und die Zahlen? „Zehn bis 15 000, aber das ist nur geschätzt“, betont der Mann der Öffentlichkeitsarbeit.

Beim Berliner Arbeitsamt winkt man dagegen ab. Alles Übertreibung. Es seien viel weniger, lässt man dort verlauten. Das Arbeitsamt registrierte die Menschen nach ihrem Geburtsland und wisse es deshalb ziemlich genau. In Berlin zählte man 2013 nicht mehr als 6500 in Israel geborene Neu-Berliner. Nur meldet sich ja nicht jeder Israeli beim Arbeitsamt, einerseits. Andererseits gibt es auch die Gruppe osteuropäischer Israelis, die als Kinder nach Israel auswanderten. Und trotzdem: Wenn man den deutschen Ausländerzensus studiert, ist man vollends verwirrt. Der ermittelte 2013 in Berlin schlichte 3573 Israelis. Also doch alles nur eine Geschichte?

**DIE SUCHE NACH SICH SELBST**

Aya Noah, 39, Israeli, denkt auch, dass vieles an der Geschichte „Israelis in Berlin“ nicht so ganz stimmt. „Eine israelische Community gibt es hier jedenfalls nicht“, sagt sie. „Es gibt keinen Ort, wo man sich trifft. Kein Institut, wenig Kulturelles.“

Aya trifft man an diesem späten Maitag im Kunsthaus Acud. Es ist der 50. Tag nach Pessach, dem jüdischen Osterfest. Die Synagogen der Stadt, ja der ganzen Welt, sind feierlich geschmückt. Dort empfangen die Gläubigen nach einem Gebet auf Aramäisch die Lesung der zehn Gebote. Im Anschluss daran studiert man die ganze Nacht die Tora. Diese Nacht heißt *Tikun*, was Nachtwache bedeutet, und was in der Tradition der Auftakt zum jüdischen Fest Schawuot ist. Die säkulare, also nicht-traditionelle Variante dieser *Tikun*-Nacht feiert Aya mit ihren Freunden im Acud. Mit der von ihr gegründeten Gruppe Hamakom hat Aya zu einem offenen Workshop eingeladen, der Titel dieses Tikun-Festes: „Die Suche nach sich selbst.“

Aya ist aufgeregt, flitzt zwischen den drei Veranstaltungsräumen im Kunsthaus hin und her. Da ein Pressefoto, hier braucht der ungarische Regisseur, der seinen ersten Film zeigt, noch technischen Beistand. Auf den Böden der Workshop-Zimmer liegen Handouts und Decken zum Setzen. Es soll diskutiert werden, kontrovers, locker, auf Augenhöhe eben.

Aya Noah kam im November 2010 nach Berlin. „Ich war erschöpft vom Leben in Israel. Ich hatte es satt, viel zu arbeiten, wenig zu verdienen. Der öffentliche Verkehr ist ganz schrecklich. Es hat mich auch aggressiv gemacht. Und ich wollte nicht aggressiv sein. Ich wollte nicht mehr die ganze Zeit kämpfen. Und auch die politische Situation ist so deprimierend.“ Doch in Berlin war der Anfang auch nicht gerade leicht. Die Jobsuche gestaltete sich schwierig, Deutsch zu lernen noch mehr. Aya kannte so gut wie niemanden. Berlin war kalt, grau, dunkel und abweisend. Die Leute wirkten kühl und distanziert. Aya begriff, dass dieses Auswandern etwas mit ihrer Identität machte, dass es sie erschütterte und dass sie ihren Anker finden musste. Ausgewandert waren auch die Großeltern Ayas.

**DIE UMGEKEHRTE BEWEGUNG**

Bis 1933 lebte die größte Gruppe der Juden, nämlich etwa zehn Millionen, in Europa. Heute haben 80 Prozent aller Juden in Israel und den USA ihren ersten Wohnsitz, doch die Mehrzahl von ihnen sind Kinderkinder europäischer Vorfahren. Formal betrachtet bedeutet es, dass die Enkel ursprünglich deutscher,



RETO KLAR (2)

Aya Noah (l.) will mit der Berlineriner Yaël Schlesinger (r.) und Raphaëlla Oskar (M.) die jüdische Kultur, den jüdischen Geist in Berlin wiederbeleben

# Berlin heißt ברלין

**Berlin ist der neue Magnet für junge Israelis, sagt man. Wie leben sie, was bewegt sie, wie denken sie über ihre Heimat? Ein Streifzug**

polnischer, ungarischer, rumänischer, italienischer und anderer Israelis neben ihrem israelischen Pass auch den ihrer Vorfahren beantragen dürfen. Die andere Ebene ist die emotionale. Kann es sein, dass die dritte und vierte Generation nun doch einmal schauen möchte, wie und wo ihre Vorfahren gelebt haben? Schließlich war Berlin zusammen mit Wien das geistige Zentrum des europäischen Judentums, der Ort der Haskalah, der jüdischen Aufklärung, der Reform, der Säkularisierung.

„Heute“, sagt Aya, „gibt es in Berlin ein großes Loch. Außerhalb der jüdischen Gemeinde, die ihren Focus auf Religion legt, gibt es in Berlin kaum Orte jüdischen Lebens“, sagt sie. Um dieses Loch zu schließen, hat sie vor mehr als einem Jahr, mit der Berline-

rin Yaël Schlesinger und der in Kroatien geborenen Raphaëlla Oskar, die Gruppe *Hamakom* gegründet. Ihr Ziel: Die jüdische Kultur, den jüdischen Geist in Berlin wiederzubeleben. Ein Stein in diesem wieder entstehendem Mosaik ist jene *Tikun*-Nacht im Acud.

Es ist ein typischer Berliner Sommerabend, das Tageslicht erlischt allmählich, die Luft ist lau. Ein paar Gäste warten vor einer graffitibesprühten Brandmauer, andere kommen zögerlich an die Kasse, man begrüßt sich mit „Shalom“, „hello“ und „hallo“. Man kennt sich oder kennt jemanden, der jemanden kennt.

„Und kennst du eigentlich Spitz?“, fragt ein blonder Mann seine dunkelhaarige, orientalisches aussehende Begleitung? Er tippt auf das Stadtmagazin in Berlin, das neben der Kasse liegt.

**SPITZ – DAS MAGAZIN**

Spitz legt andere Steinchen ins Mosaik israelischen Lebens in Berlin. Das Magazin erscheint alle zwei Monate in Druckauflage von 2000 Stück. Auf Hebräisch. „Im Internet lesen es noch einmal mehrere Tausend Followers“, sagt Tal Alon, Gründerin und Herausgeberin von Spitz. Es ist das erste hebräischsprachige Journal, das nach dem Holocaust in Berlin erscheint, möchte man hinzufügen. Doch Tal Alon will anderes herausstreichen: „Wir sind kein jüdisches Magazin. Sondern wir konzentrieren uns auf das Heute, das Leben in Berlin.“

Tal Alon trifft man in Kreuzberg, wo sie mit der Familie in einer Altbauwohnung lebt. Viele Treppen geht es hinauf in einem niedrigen Hausflur mit Stuck. Der Geruch nach Farbe liegt über dem nach feuchten, alten, lange benutzten Gemäuern. Oben dann lichte, große und klare Räume. Während Tal in der Küche einen echten israelischen Kaffee bereitet, sehr stark und schön süß, spielen die Kinder mit Freunden im Wohnzimmer. „Ich frage mich oft, was an den Israelis in Berlin so interessant ist, dass man so viel über uns berichtet. Ist es nur die Vergangenheit? Oder sind wir tatsächlich besonders wegen der Vergangenheit?“

Tals Geschichte mit Berlin geht so: Nach der Geburt ihres zweiten Kindes merkte sie, dass sie mal dringend eine Pause brauchte. Jahrelang hatte sie in Tel Aviv als Chefkin vom Dienst bei einer der größten Zeitungen Israels gearbeitet. Tals Mann, Olaf Kühnemann, ist bildender Künstler. Und wie der deutsche Name schon erahnen lässt, ist er in Deutschland geboren. Im Alter von vier Jahren wanderte seine Mutter wanderte mit ihm nach Israel aus, wegen der Liebe. Folglich ist er zwar Deutscher auf dem Papier, aber als Israeli sozialisiert. Umgekehrt eben.

Unabhängig von dieser immer wieder durchscheinenden Verknüpfung gilt Berlin in der Tel Aviver

Kunstszene schlicht als die Stadt, in der man als zeitgenössischer Künstler leben muss. Und das führte dann Tal Alon doch in das Land, in dem sie eigentlich nicht leben wollte.

Das war fünf Jahren. „Die erste Zeit war sehr schwer für mich. Ich konnte meinen Beruf als Journalistin hier nicht mehr ausüben, ich war abgeschnitten von meiner Sprache und hatte meinen Beruf verloren.“ Viele Stunden verbrachte sie in der virtuellen Welt des Internets, las Nachrichten auf Hebräisch und Englisch, schrieb ihren Blog. „Physisch war ich zwar in Berlin, aber im Geist in Israel. Ein Leben wie in einer Blase.“ Bis ihr irgendwann klar wurde, dass in der Zwischenzeit immer mehr junge Leute aus Israel nach Berlin gekommen waren. Ein Zeichen dafür war, neben all den Berichten darüber, die angewachsene Facebook Community „Israelis in Berlin“. Das war die Zeit, die Blase zum Platzen zu bringen. Es war die Zeit für Spitz.

Das Wort „spitz“ ist eines der Worte, die aus dem Jiddischen ins Deutsche und ins moderne Hebräisch wanderten. In beiden Sprachen hat „spitz“ jene Mehrdeutigkeit bewahrt, die wir im Deutschen kennen.

Spät in der Nacht, als die Mondsichel am Himmel steht, liegen nur noch wenige Spitz-Magazine auf dem Kassentisch vor dem Acud. Die *Tikun*-Nacht geht zu Ende und Aya sinkt in einen Plastikstuhl. „Wow“, sagt sie und nimmt einen kräftigen Schluck Wein aus dem Becher. „Das war ein echter Erfolg, über 40 Leute waren da.“ Aya ist bei dem Vortrag von Jaldä Rebling hängengeblieben. Der Titel „Mokum-Makom“, was die Frauen mit „Gott ist der Ort der Welt, aber die Welt nicht sein Ort“ übersetzt haben, war ein Titel, der David zu religiös klang. „Daran müssen wir vielleicht noch etwas arbeiten“, sagt Aya zu Yaël. „Hamakom will schließlich ein Ort jüdischen Lebens in Berlin sein, wo alle Menschen miteinander diskutieren“, möchte Aya im Artikel betont wissen: „Egal ob Deutscher oder Israeli, egal ob du an Gott oder Buddha glaubst, ob du Muslim bist oder Atheist.“

Und die Geschichte mit dem besten Café in der Stadt erklärt David so. „Wenn ich dir sage, da in diesem Café an der Ecke, da gibt es den besten Kaffee in der Stadt, und ich lade dich ein und wir gehen da hin und er schmeckt ganz okay, und dann sagst du es weiter und erzählst es anderen und irgendwann steht es in der Zeitung, in diesem Café, da gibt es den besten Kaffee der Stadt, dann ist es eben irgendwann wahr.“ – Doch, nein, sei hier noch hinzugefügt: Den besten Kaffee in dieser Reportage, den gab es bei Tal Alon in der Kreuzberger Küche.

**EPILOG**

In der Zwischenzeit beherrschen Kriegsberichte die Medien, auch in Berlin kochen die Gefühle hoch. Davids Worte dazu sind knapp: „Es ist eine Scheiße“, sagt er und geht spazieren. Tal Alon überlegt, wie sie ihren Zustand beschreiben kann. Da ist Sorge in ihrem Gesicht, aber auch etwas mehr. „Ich bin sehr traurig“, fasst sie die Lage zusammen, „dass die Politiker in meinem Land einen aggressiven Weg eingeschlagen haben.“ „Besonders aber frustriert mich, dass viele Israelis ihren Glauben an den Frieden verloren haben.“ Dass sich in der Kritik an Israel auch immer wieder antisemitische Gefühle Luft machen, sei einfach nur übel. Und hinzufügen möchte sie auch, „dass ich die Kritik an Israel etwas heuchlerlich finde, gerade im Vergleich mit den Protesten gegen die Massaker in Syrien.“



„Wir sind kein jüdisches Magazin. Sondern wir konzentrieren uns auf das Heute, das Leben in Berlin“: Tal Alon ist Herausgeberin des ersten hebräischsprachigen Magazins in Berlin nach dem Holocaust